

Wolfgang Loch – ein deutsches Schicksal

Gemma Jappe

Wolfgang Loch wurde am 10.05.1915 in Berlin geboren. Der erste Weltkrieg prägte bereits seine frühe Kindheit. Als eines seiner ersten Erinnerungen berichtet er uns: „Ich bin ein kleiner Knirps – soweit es sich rekonstruieren lässt muss ich etwa 2 ½ Jahre gewesen sein -, ich betrete unser Wohn- und Esszimmer, in dem ca. 8 – 10 Damen (es waren die Mitglieder des Kränzchens meiner Mutter) um den großen Esstisch sitzen. Links oben am zweiten oder dritten Platz sehe ich meine Mutter, sie hat eine Postkarte in der Hand, die sie weinend weiterreicht. Alle Frauen, die die Postkarte lesen, beginnen zu weinen. Die Karte enthielt, wie ich mit großer Sicherheit sagen kann, die Nachricht vom Tode meines Bruders in Flandern im Herbst 1917. Er war 19 ½ Jahre alt als er fiel, also 17 Jahre älter als ich.“¹

Das Erbe dieses Bruders wog schwer: Eine selbst gefertigte Nietzsche-Büste und eine Ausgabe von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ – dazu eine als häufig leidend erinnerte Mutter, vermutlich doch wohl verstärkt nach diesem Ereignis. Ob Lochs späteres rastloses denkerisches Bemühen dem Wunsch entsprang, das Licht des Geistes in die Tiefe des Leidens hinein zu tragen?

Er wuchs in einem liberalen und gastfreien Elternhaus im Berlin der 20er Jahre auf. Umgang mit Juden war hier in vielfachen Beziehungsaspekten selbstverständlich: Jüdische (Tuch-)Händler vom Wochenmarkt, die auch in der Wohnung ihre Ware demonstrierten, Kinder- und Schulfreunde, der Hausarzt, Hausnachbarn, Freunde der Eltern. „Am Abend der Machtergreifung Hitlers war Dr. V. zu uns herunter gekommen. Ich sehe ihn und meinen Vater am Wohnzimmerfenster sitzen. Beide sind tief deprimiert. Dr. V. sieht eine schlimme Katastrophe voraus.“²

Einer dieser Freunde seines Vaters riet dem jungen Wolfgang zur Emigration. Diesem Rat nicht gefolgt zu sein, hat sich Loch sein Leben lang nicht verziehen. Die Wahl des Studiums der Medizin – nach dem Abitur im Frühjahr 1933 – erfolgte überwiegend unter dem Gesichtspunkt, auf diesem humanitären Feld und durch naturwissenschaftliche Neutralität geschützt, der Knechtung des Geistes durch das Regime am ehesten entgehen zu können. Das sollte sich in mehrfacher Hinsicht als Irrtum erweisen. Ab dem WS 33/34 war die Einschreibung als (Medizin?)-Student an die Mitgliedschaft in einer sozialen Organisation gebunden. Auf den Rat eines Freundes seines Vaters in der Ministerialbürokratie (der ihn freilich später eines anderen belehrte) trat Loch der SA bei. „Was ich bei der SA kennen lernte an Gemeinheiten, an niedrigster Gesinnung, an bösartig verbohrtem blutrünstigem Fanatismus ist kaum zu beschreiben. Durch kritische Bemerkungen versuchte ich die Kameraden gegen die ‚offizielle‘ Version zu sensibilisieren. Es wurde bald bemerkt.“³ Was manch einer (z.B. Scheunert) nicht wagte, den Austritt aus der Partei nach erkanntem Irrtum, Loch gelang es: Er wurde schon nach einem halben Jahr wegen Unfähigkeit und Unwürdigkeit ausgeschlossen. Ein gewisses clowneskes Talent und die Fähigkeit bei Bedarf absolut nichts zu verstehen, konnte er auch später noch manchmal spielen lassen.

Bitterer Ernst wurde es dann mit Ausbruch des Krieges. Loch, der 1938 sein Staatsexamen abgelegt hatte, wurde sofort als Truppenarzt eingezogen, konnte allerdings im

¹ Mein Weg zur Psychoanalyse in Hermanns: Psychoanalyse in Selbstdarstellungen, Bd. 1, S. 208

² L.c. S. 212

³ L.c. S. 215

Weihnachtsurlaub seine Dissertation am pharmakologischen Institut abschließen. Nachdem er schon am Westwall „den Irrsinn des Krieges“ erlebt hatte, wurde er am Beginn des Russlandfeldzuges bei Tilsit Augenzeuge, hinter einem Gebüsch verborgen, der reihenweise Erschießung nackter Jünglinge und Männer.

Damals hörte Loch auf, Pazifist zu sein und glaubte fortan, dass ein Diktator nur mit Waffengewalt beseitigt werden kann. Er muss sich in einem monatelangen Lähmungszustand befunden haben und erkrankte schließlich nachhaltig, zunächst an einer Ruhrinfektion jedoch anschließend „unklarem Blutbild“ und dramatischem Untergewicht. Er hatte später in seinem Leben mehrmals solche Krankheitsattacken und es ist nicht auszuschließen, dass seine schließlich tödliche Erkrankung hier ihren Ursprung hat.

Nach einem Zwischenspiel in der Reserve wurde Loch überraschend unabhkömmlich gestellt und zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten nach Berlin beordert. Dort wurde aber der politische Druck unerträglich, zumal der, seinen hochgeschätzten Kollegen Dr. Robert Havemann zu denunzieren. So verzichtete er auf das Privileg und kam wieder an die Westfront, wo er 1944 in britische Gefangenschaft geriet. Nach drei Jahren als Lagerarzt in Kanada und Mittelengland kehrte er 1947 nach Berlin zurück und konnte daran gehen, seinen tiefsten Wunsch zu erfüllen, Facharzt erst für Innere Medizin und dann Neurologie und Psychiatrie zu werden. Man muss sich vor Augen halten, dass dieser Hochbegabte das ganze Jahrzehnt der Adoleszenz, Eriksons Moratorium, in den Fesseln der Fremdbestimmtheit zugebracht hatte! Damals lernte er auch seine Frau Mechthilde kennen, mit der er drei Töchter haben sollte und der er zeitlebens innig verbunden blieb – a familyman, hat ihn Adam Limentani genannt.

Während seiner Facharztausbildung begegnete Loch auch der Psychoanalyse oder vielmehr dem, was von ihr in Deutschland übrig geblieben war bzw. sich wieder zu regen begann. „Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, auf welchem Niveau die deutsche Psychoanalyse sich damals bewegte“, hat er später einmal gesagt. Es hatte schon in der Jugendzeit zwei berührende Begegnungen gegeben: Gespräche des Medizinstudenten mit seinem jüdischen Kommilitonen Rudi Dützer, der sich dann in Argentinien das Leben genommen haben soll; und eine Geste seines Lehrers Curtius, der ihm heimlich die Studien über Hysterie zusteckte, sich dann aber weiteren Gesprächen und Fragen entzog.

Begegnungen, die latent nachgewirkt haben mögen: „Zufällig“ entdeckte Loch während seiner Tätigkeit an den Wittenauer Heilstätten einer renommierten aber absolut konservativ psychiatrischen Anstalt, Gaetano Benedetti und Melanie Klein. „Hier erschloss sich mir eine Welt, die ich gesucht hatte“⁴ Eine erste behutsame analytische Selbsterfahrung kam hinzu. Von entscheidender Bedeutung wurde die Begegnung mit Alexander Mitscherlich. Zwar lockte noch ein Angebot des Max-Planck-Institutes in München zur Erforschung der Endokrinologie der Schizophrenie – die Lektüre von Money-Kyrle und Melanie Klein gab dann den Ausschlag – im Herbst 1956 trat Loch bei Mitscherlich in die psychosomatische Klinik in Heidelberg ein.

Loch und Mitscherlich haben auf sehr unterschiedliche Weise die Wiedergeburt der Psychoanalyse in Deutschland entscheidend gefördert. Mitscherlich, ein knappes Jahrzehnt älter als Loch, hatte die Jahre des Nationalsozialismus in der Schweiz verbracht. Er war Berichterstatter bei den Nürnberger Ärzteprozessen und hatte das bekannte Buch „Medizin ohne Menschlichkeit“ veröffentlicht. Dies verwehrte ihm im restaurativen Nachkriegsdeutschland einen Universitätslehrstuhl an einer medizinischen Fakultät. Sein

⁴ L.c. S. 223

Freund Georg August Zinn, Ministerpräsident des Landes Hessen, ermöglichte ihm darauf hin in Frankfurt die Gründung eines landesunmittelbaren Instituts und Ausbildungszentrums für Psychoanalyse – später Sigmund-Freud-Institut genannt. Es herrschte eine sehr liberale Atmosphäre an diesem Institut und die Ausbildung war im Wesentlichen getragen durch häufige und regelmäßige Gastveranstaltungen mit hilfreichen und wohlwollenden Analytikern der Emigration. Aus Holland Lample de Groot, Piet Kuiper und van der Leuw, aus England Willi Hoffer, Paula Heimann und last but not least Michael Balint (die Freundschaft mit Loch dürfte hier ihren Anfang genommen haben). Mitscherlich selbst, seine Frau Margarete und etliche seiner Mitarbeiter konnten Aufenthalte in London von einigen Monaten bis zu zwei Jahren ermöglichen, um dort ein Stück eigene Analyse zu erfahren („Tranche“ wurde das damals genannt). Seinem stellvertretenden Direktor, Wolfgang Loch, hat Mitscherlich diese Möglichkeit verweigert – eine niemals verheilte Wunde. Es mag aber auch die Verschiedenheit der Charaktere gewesen sein, die zum Bruch führte. Für Mitscherlich war die Psychoanalyse vor allem ein Feld gesellschaftspolitischer Aufklärung. Loch dagegen bestand auf dem Primat der Klinik und rang um die geistige Durchdringung. „Die Psychoanalyse hat mich verschluckt“ bekannte sich Loch zu deren nicht endender Reziprozität und Dialektik. Als „kopflastig“ wurde er dafür beschimpft.

Der plötzliche Tod von Schottländer in Stuttgart riss eine schmerzliche Lücke am dortigen Institut für Tiefenpsychologie und schien Loch die Möglichkeit zu eröffnen, dieses Institut zu einer psychoanalytischen Ausbildungsstätte zu gestalten. Er nahm darum die Stelle eines akademischen Oberrates beim Tübinger Ordinarius für Psychiatrie, Walter Schulte, an. Hier habilitierte er sich in kürzester Zeit mit der Schrift „Voraussetzungen, Mechanismen und Grenzen des psychoanalytischen Prozesses“. Diese Schrift nannte Loewald das erste Zeichen dafür, dass in Deutschland wieder psychoanalytisch gedacht werden könne. Von da ab sollte es aber noch mal vier Jahr dauern, ehe Loch das Kellerzimmer in der Nervenklinik verlassen und – formal immer noch unter deren Dach – eine eigene Abteilung für Psychoanalyse eröffnen konnte. Dies war jedoch immer noch keine, einem Hochschullehrer von Mitte 50 angemessene Position und die Stuttgarter Pläne hatten sich nicht nach Wunsch entwickelt. So streckte Loch seine Fühler in verschiedene Richtungen aus, was unter seinen Mitarbeitern und Analysanden zum Teil starke Irritationen hervorrief. Es waren die Geisteswissenschaftler der Universität Tübingen, die das Baden-Württembergische Kultusministerium dazu vermochten, für Loch ad personam den einzigen, ausschließlich der Psychoanalyse gewidmeten Lehrstuhl in Deutschland einzurichten. Damit war der stabile Rahmen für ein Jahrzehnt überaus fruchtbarer Lehrtätigkeit und klinischer Arbeit geschaffen. Es gelang nun, in Abgrenzung und Verbindung zu anderen tiefenpsychologischen Gruppierungen, im Stuttgarter Raum ein eigenständiges privatrechtliches psychoanalytisches Ausbildungsinstitut zu schaffen, die psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft Stuttgart-Tübingen, aus der etliche heute wohlbekannte Analytiker hervorgegangen sind, u.a. zwei DPV-Vorsitzende (ihn selbst und seinen Nachfolger Henseler nicht eingerechnet). Es lernten aber nicht nur Ausbildungskandidaten im engeren Sinne, sondern ebenso interessierte Laien, Studenten aller Fakultäten, niedergelassene Ärzte und Ärzte in der Facharztausbildung die Psychoanalyse kennen.

Es war Loch viel daran gelegen, in Deutschland wieder eine psychoanalytische Kultur und Tradition ins Leben zu rufen, die den internationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchte. Gastveranstaltungen waren am Lehrstuhl an der Tagesordnung. Wir hatten häufig wiederkehrenden Besuch von Pierre Turquet, Hans Thorner, Enid Balint und nicht zuletzt Adam Limentani. Loch seinerseits war ein geschätztes Mitglied in CAPS, Vizepräsident und dann nominierter Sekretär im Vorstand der internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. So war es sicher ein stolzer Moment für Loch, als Limentani anmerkte, die Diskussionen in unserem kasuistischen Seminar unterschieden sich nicht von vergleichbaren Veranstaltungen

im Londoner Institut. Umgekehrte dürfte einer der bittersten Stunden in seinem beruflichen Leben die emotionsgeladene Debatte der IPA Generalversammlung in Jerusalem gewesen sein, Reaktion auf eine Einladung, die er im Vorfeld nicht hatte verhindern können.

Fast zeitgleich mit dieser Debatte erreichte die gesellschaftliche Akzeptanz der Psychoanalyse in Deutschland ihren Höhepunkt. Die Universität Tübingen schmückte sich zu ihrem 500-jährigen Jubiläum 1977 mit ihrem Lehrstuhl für Psychoanalyse und richtete ein Symposium aus. Im selben Jahr wurde die psychoanalytische Behandlung Bestandteil des Leistungskataloges der gesetzlichen Krankenkassen. Loch verfolgte diesen Deal mit Skepsis und er täuschte sich auch nicht darüber, dass zu hohen Erwartungen Enttäuschung und Entwertung folgen mussten.

Dies gilt auch für die Person von Wolfgang Loch. Natürlich führte er bei der Gründung des Institutes als DPV-Vorsitzender, als Lehrstuhlinhaber und Fachvertreter auch Streitige Auseinandersetzungen. Er konnte kompromisslos für seinen Standpunkt eintreten, konnte aber auch parteiisch und unversöhnlich sein. So gab es auch solide Feindschaften, die aber, soweit ich sehen kann, mit seinem Rückzug aus den Institutionen mehr und mehr in den Hintergrund traten. Schwerer lastet der Hass von solchen, die ihn einst verehrten. Aus fehlgeleiteter Bescheidenheit einerseits und manchmal bis zur Realitätsblindheit kontrafaktischem Glauben an die Freiheit und Autonomie seines Gegenübers andererseits wurde er dem Gewicht der Übertragung, die an ihm als bedeutender Persönlichkeit hing, nicht immer gerecht. So ist er zwar Ehrenmitglied der DPV geworden, aber das von ihm gegründete Institut ist in der Frage seiner Anerkennung gespalten. Die Kritik merkt an, dass er jene tiefe Erfahrung des Aufgehobenseins in der analytischen Beziehung, um die er wusste und die zu geben er bemüht war und auch verstand, am eigenen Leibe nicht erfahren hatte. Dieses Schicksal teilte er mit durchweg allen Analytikern der ersten Generation im Nachkriegsdeutschland. Sollte dies seiner Bedeutung im internationalen Diskurs Abbruch tun?

Endlich ist eine Situation geschaffen, wo jeder dies nach seinem eigenen Urteil entscheiden kann. Zu Beginn dieses Jahres ist in der IPA-Schriftenreihe eine in sehr handlichem und gut lesbarem Englisch gefasste Übersetzung seiner Arbeit „Deutungskunst“ erschienen. Hier ist der besondere Stil nachzulesen, worin Loch von den altbekannten Grundgedanken Freuds ausgehend in diese hinein die neuesten Entwicklungen zumal der Klein'schen Psychoanalyse und der englischen Objektbeziehungstheorie so einzuflechten versteht, als wären sie darin schon immer enthalten gewesen. In einer Zeit, da die Psychoanalyse an ihrem eigenen Pragmatismus zu ersticken droht, wird hier im Rückgriff auf die großen deutschen Philosophen der Macht des Denkens eindrücklich das Wort geredet.

Loch schrieb dieses Buch 1993, ein Jahrzehnt nach seiner Emeritierung und doch, wie der Herausgeber Peter Wegner mit Recht bemerkt, ganz im Geiste seiner wöchentlichen Freitagsvorlesung. In diesem selben Jahrzehnt ist noch manch anderes bedeutende Werk entstanden. Das letzte „Psychische Realität, materielle Realität“ konnte auf dem internationalen Kongress in San Franzisko nicht mehr vorgetragen werden. Loch starb am 07.02.1995. Das Gedächtnis seiner Vorlesungen bemüht sich die von Eickhoff ins Leben gerufene Stiftung „Stiftung Wolfgang-Loch-Vorlesungen“ durch eine jährlich in Tübingen abgehaltene Veranstaltung lebendig zu halten und weiter zu entwickeln. Schwieriger ist es denen, die nicht zugegen waren, etwas von der Dichte und Schlichtheit in Lochs direktem Umgang mit Patienten und Supervisanden zu vermitteln. Das Beste muss ungesagt bleiben, vielleicht kann es als Funke überspringen. Das Unausprechliche, Unauslotbare, das Individuum ineffabile war ihm ja auch so wichtig. Wir hoffen aber in der von Balint übernommenen, von Loch gepflegten Methode der sog. Deutungsoptionen etwas von dem

Wechselspiel zwischen Unmittelbarkeit, Reflexion und Freiheit zu tradieren. Dazu wird Ihnen Herr Hinz noch weitere Erläuterungen geben.